# Haus und Welt

## Abendsonne

Goldne Abendsonne,
Licht nach lautem Tag,
dämpft der müden Seele
irren, wirren Schlag.

Läßt die Stunden leiser,
traumverwandelt gehn,
wundervolle Lande
klar in mir erstehn.

Wie in deinen Fluten
alles glänzt und glüht,
Höh'n und tiefste Tiefen
abendüberblüht.

Stille stirbt dein Leuchten,
Stern um Stern erwacht,
doch befreite Brunnen
rauschen durch die Nacht.

---

## Erkämpfte Heimat

Nun war er wieder im Dorfe, der wilde Knut. Nun saß er wieder in seiner halbverfallenen Hütte ganz fern in den Dünen und fristete mühsam sein Leben. Man ging ihm aus dem Wege seitdem er vor 2 Jahren dem Dirks Hamdink den Arm schier zerschmettert in seiner feurigen Raserei. Die Herren vom Gericht hatten den wilden Knut schon gebändigt. Die Monate hinter den Gittern des Gefängnisses hatten ihn blaß getüncht. In dem fahlen, knochigen Gesicht saßen die kühnen Augen aber umso drohender. Und Stine Maiken fürchtete sich vor ihm, als ob er ein richtiger Verbrecher sei, ein Totschläger.

Knut, der Fischer, stand im scharfen Sturm und schickte seine stahlgrauen Augen auf die brausende See hinaus. In der Hütte hantierte seine Schwester, mit der er allein und einsam hauste.

„'t is all schlimm, wer draußen ist," hatte die Schwester gesagt, als sie kurz zu ihm trat und mit ihm in den Sturm spähte.

Knut hatte nichts geantwortet. Seine sehnigen Muskeln strafften sich; ein böses, spöttisches Lächeln kroch giftig um seinen schmalen, hart gekerbten Mund.

„All schlimm?" dachte er, das angefangene Wort in seinem Hirn zerfasernd; schlimm ist nicht die schöne, wilde See. Schlimm sind die Menschen mit ihrer Bosheit. Schlimm ist es, im Gefängnis zu sitzen, in den qualvollen vier kahlen Wänden, während das Herz nach Licht und Freiheit schreit. Schlimm ist es, wenn man an seine Schuld nicht glaubt und doch büßen muß. Schlimm ist es, wenn die Menschen einen meiden wie die Pest. Schlimm ist es, wenn eine weißblonde Frau zur anderen Seite schaut, wenn der wilde Knut, der Totschläger, vorbeigeht.

Die brodelnde Seele all schlimm? Ein trauriges Würgelachen stieß Knut aus der Brust.

Unablässig starrte der Fischer auf das Meer. Seine Arme umspannten den dicken Rammpfahl, daß ihn der Sturm nicht umblase.

Wie hatte Knut sich nach solcher Stunde gesehnt!

In den acht Wochen, da er wieder daheim im Fischerdorf, war die alte Kraft wiedergekommen. Nur die Menschen waren anders geworden.

Freilich; kaum einer wußte etwas davon, warum er damals am Strand über Dirks Hamdink hergefallen, bis im erbitterten Kampf der beiden Starken Dirk's Arm zerbrach. Kaum einer wußte, daß Dirks Hamdink dem wilden Knut höhnisch zugeflüstert, die blonde Stine Maiken sei eines Kurgastes Liebchen. Da war das Unglück geschehen. Knut wußte, daß Dirks Hamdink log; der Neidhammel, der selber um die Stine strich wie ein verliebter Kater.

Vor dem Richter hatte keiner der beiden Stine auch nur genannt. Warum das Ringen auf Leben und Tod gekommen, verschwiegen sie finster und mürrisch.

Und niemand brauchte es zu wissen, auch Stine Maiken nicht. — Aber, daß sie zur Seite geschaut, als Knut ihr zum ersten Male begegnet, das hatte ihn wie ein Peitschenhieb getroffen . . .

Der Sturmwind fegte von dumpfen Hornsignalen Tonfetzen herüber. Drunten am Strand sammelten sich die Fischer zuhauf. Man machte den großen Kutter klar; denn wenn ein Blitz die grün-schwarze Dämmerung des stürmischen Abends zerriß, wurde den scharfen Seemannsaugen ein Boot sichtbar, ganz draußen auf dem Strich am Horizont. Das brodelnde Meer spielte damit, als ob es ein federleichter Korken sei. Wenn die Nacht kam und die da draußen hatten das Ufer nicht gewonnen, dann stand es schlimm. —

Die Töne des Nothorns erregten den wilden Knut seltsam. Als reiße es ihn hinab zu den anderen, so fieberten seine Muskeln in zitternder Spannung. Lange kämpfte er trotzig gegen die Stimme seines Gewissens. Haß loderte in seinem Herzen auf, gegen die am Ufer, die alle ihm verfemt, alle . . .!

Als er aber von neuem hinausschaute auf das in seiner Wildheit gigantisch schöne, in Urkraft brüllende Meer, über dem die schwarzen Wolken jagten wie eine rasende Herde grauer Wölfe; als er die grauenvolle Größe der See leicht erschaudernd fühlte, da fielen die kleinlichen Zorn- und Rachegedanken von ihm ab. Er wußte um fremde Not. Und zutiefst in seiner Seele wurde sein Seemannsblut, eine tapfere Ritterlichkeit und Menschenliebe lebendig, die er erstorben geglaubt in den kahlen Gefängnismauern.

Sein Denken wurde ganz klar und einfach. Er wußte, daß er zu denen da unten gehöre. Mit schwerem Schritt stemmte er sich gegen den Sturm und ging hinab, dem flehend rufenden Hornruf entgegen.

. . . Und dann war es geschehen, daß der wilde Knut als erster in den Kutter sprang, die andern hinter ihm her!

„Aber, es ist der Dirks Hamdink, der draußen auf See sitzt," hatte der alte Johansen, der Kutter-Führer, schier zaghaft gebrummt, indem er Knut in die Augen sah. Den hatte dieses heftig zusammengerissen. Wie ein elektrischer Schlag flammte es durch seinen starken Körper. Dann leuchtete stolze Kraft in seinen stählernen Augen auf:

„Dirks Hamdink ist draußen . . .?" Schweigen ringsum und bangende Spannung, bis sich der wilde Knut aufregte und dunkel und tief aus der Brust sehr langsam sprach: „Dirks Hamdink wird meine zwei Arme umso besser brauchen, er hat nur noch den einen."

Da stand der alte Johansen vom Steuer auf und gab Knut stumm die Hand.

In den Augen der Männer leuchtete es hell auf.

„Hallo . . .!" Der Kutter brach in die Brandung hinaus. —

Man wußte wunders zu erzählen, wie es auf Leben und Tod gegangen sei, ehe Dirks Hamdink mit seinen Männern geborgen war.

Es war ein Kampf der alten Recken gewesen, von denen die winterliche Spinnstube zu berichten weiß, wie der wilde Knut sein Leben in die Schanze geschlagen. Lange würde man abends auf der Bank vor der Hütte noch davon erzählen. Und davon wie Dirks Hamdink nach seiner Rettung aus der harten Seenot bei der Landung seine Arme um den wilden Knut geschlungen und aufgestöhnt: „Knut, du sollst mein Bruder sein von heut an!"

Die beiden jungen Männer hatten einander in die Augen geblickt; so ernst und hart, daß allen die Größe der Stunde ins Blut schauerte. Lange blieben beide stumm. Dann verflogen die finsteren Falten aus Knuts Gesicht. Wie von innen erleuchtet, brach ein tiefes Glück aus seinen Augen. Er wußte, er hatte die Heimat wieder, die ihm in einer wilden Stunde verloren gegangen. Die Herzen der Menschen um ihn waren ihm zugewandt. Die Gemeinschaft nahm ihn wieder auf.

„Meine Hand, Bruder Dirks." Mehr sagte Knut nicht; dann wandte er sich stumm und schritt langsam in die Nacht hinein, seiner Hütte zu. Sein Körper war gereckt in Leichtigkeit und Freiheit.

Mit vor Erregung bebender Stimme rief Dirks hinter dem Davonschreitenden her: „Noch in dieser Stunde geh ich zu Stine Maiken und sage ihr, was nur wir beide wissen von der Sache vor zwei Jahren! Ich will gut machen." –

Der wilde Knut aber schaute nicht zurück; er sog die salzige Sturmluft tief in seine Lungen und fühlte sich so frei und erlöst. Zutiefst wußte er um den Sinn der Heimat.

---

# Mein Freund Pleschhammer

Schwer zu sagen, ob ich ihn entdeckt hatte oder er mich, doch ich erschrak heftig, als er mit seinem infam liebenswürdigen Lächeln auf mich den Kurs nahm. Ich wollte flüchten, aber, in der Table d'hote-Gesellschaft unseres Hotels eingezwängt, gab es kein Entrinnen. Ich ergab mich wie ein Delinquent in mein Schicksal.

Die Sprache ist dazu da, um Gedanken zu verbergen, sagte einmal ein Menschenkenner. Die entsetzlichste Entartung der Sprache ist das Geschwätz. Das Geschwätz ist dazu da, um überhaupt keine Gedanken aufkommen zu lassen, sie im Keim zu töten. Ein Rekordmeister des Geschwätzes ist mein Freund Pleschhammer. Seit er sich im Ruhestand befindet, gibt er keine Ruhe, sondern beschäftigt sich damit, durch sein Geschwätz die Gesundheit anderer Leute zu untergraben. Und nun kam er gerade auf mich losgesteuert. Das war der Moment, wo ich endlich das Gruseln lernte.

Das Bahnhofhotel war die einzige Unterkunftsmöglichkeit für die heutige Nacht in dieser Kreuzungsstation, deren Ortschaft nur aus einigen Häusern bestand. Eine Möglichkeit, die Reise fortzusetzen, bot sich erst für den nächsten Morgen. Ach, hätt' ich mir doch einen Sonderzug leisten können! Ein Königreich für ein Auto!

Als er mir genug nahe war, fiel er mir vor Freude um den Hals und umhauchte mit mit einem Duft von Schweinsbraten und Gurkensalat. Zunächst hielt er mir eine Standrede über Freundespflichten. Wäre ich pflichtbewußt genug, hätte ich mich längst einmal bei ihm blicken lassen müssen. Ich sagte zu meiner Entschuldigung, daß ich eben aus Afrika komme, wo ich durch mehr als zehn Jahre bei den Njam-Njam-Negern Sprachstudien betrieben hatte; das sind jene Neger, die sehr wenig reden, weil ihre Sprache ganz unentwickelt ist. „So, so," sagte er, und ich merkte an seinem interessanten Augenausdrucke, wie wenig er mich verstanden hatte. Doch gleich fügte er hinzu: „Ha, wenn Sie so lange verurteilt waren, stumm zu sein, so wird es Ihnen gewiß sehr wohl tun, sich endlich einmal mit Ihrem besten Freunde Pleschhammer ausplauschen zu können." Er versprach, mich so lange nicht fortreisen zu lassen, bis ich nicht mit ihm die zehn Jahre eingebracht habe.

Ich war überglücklich. Der Unglücksfall hatte nur eine Milderung. Seine Frau war nicht dabei. Wäre dies der Fall, hätte ich eher das Hotel angezündet, als mich in dieses Schicksal ergeben.

Der erste Schrecken war noch nicht zu Ende, als er entdeckte, daß ich zu spät angekommen war und überhaupt kein Zimmer bekommen konnte. Er entfernte sich eilfertig und kam freudestrahlend mit der Nachricht zurück: „Es ist alles geordnet. Sie schlafen mit mir auf meinem Zimmer. Ich trete Ihnen die Ottomane ab. Der Hotelier ist schon damit einverstanden. Das ist doch fein, was?" rief er entzückt aus. Mir standen die Tränen der Freude im Auge. In diesem Moment hätte ich ihn am liebsten erwürgt. Er merkte meine freudige Rührung und sagte: „Es ist doch ein besonderer Glücksfall, daß Sie mich hier so treffen. Das hätten Sie sich heute früh gewiß nicht träumen lassen. Als wir uns zuletzt trafen — damals auf hoher See —, habe ich Ihnen die Geschichte meiner Heirat mit Rosa Hinterhuber nicht zu Ende erzählt. Aber heute — wenn Sie schön brav sind und wir zu Bette gehen — bekommen Sie das Ende. Ha! Ich sehe schon, wie Sie gespannt sind."

Ich drückte ihm die Hand, daß die Knochen krachten, und versicherte, daß ich schon seit zehn Jahren gespannt auf das Ende der Geschichte von seiner Heirat mit Rosa Hinterhuber warte und mich beinahe danach verzehre. Ich fügte hinzu: „Aber, ich kann, so dankbar ich Ihnen wäre, das Opfer nicht annehmen, ich kann Sie auf Ihrem Zimmer nicht einengen, und muß auch heute noch schweren Herzens auf das Ende Ihrer Heiratsgeschichte mit Rosa Hinterhuber verzichten. Ich gedenke, hier in einer Badewanne zu übernachten."

Er wurde strenger und sagte kategorisch:

„Machen S' keine Faxen, Sie kommen einfach nach dem Abendessen mit mir auf mein Zimmer, und zwar gleich nachher. Es ist sehr wichtig, daß wir mit der Geschichte meiner Heirat mit Rosa Hinterhuber ehestens beginnen."

„Ich mache Sie aufmerksam, Herr Pleschhammer, ich bin ein Schnarcher. Ich schnarche so laut wie ein stotterndes Nebelhorn."

„Oh, das macht mir gar nichts," lachte er, „ich schnarche nämlich auch. Jede Nacht durchsäge ich einen großen Holzstoß."

„Ich habe auch noch andere Gewohnheiten. Leider Ich pflege, wenn ich schnarche, aus dem Bette zu fallen."

Er versicherte mich seiner Teilnahme.

„Und aus Freundespflicht darf ich nicht verschweigen, daß ich — mondsüchtig bin. Sie dürfen mich nicht anrufen, wenn ich aufs Dach steige, sonst falle ich hinunter. Sind Sie schon einmal vom vierten Stock abgestürzt? Etwa auf den Kopf gefallen?"

„Nein, sagte er treuherzig.

„Schade," dachte ich im Stillen. In diesem Moment hätte ich es gerne gewünscht. Laut fügte ich hinzu: „Wenn der Mond nicht scheint, bin ich nicht mondsüchtig, dann bekomme ich meistens den Veitstanz."

Damit hatte ich aber das Gegenteil erreicht. Jetzt ließ er erst recht nicht locker. Er hielt es für seine Freundespflicht, mich bei Nacht nicht allein zu lassen.

Ich schickte ihn nach dem Essen auf sein Zimmer und versprach, bald nachzukommen.

Als ich mich auf leisen Sohlen ins Zimmer schlich, graute der Morgen. Leise wusch ich mir im Waschbecken zur Erfrischung das Gesicht, doch er erwachte. Er hatte nur leise geschlummert und sagte vorwurfsvoll: „Was sind Sie für ein unverläßlicher Mensch. Die ganze Nacht schlafe ich nicht und warte, bis Sie schnarchen oder aufs Dach steigen oder den Veitstanz bekommen. Nicht den leisesten Versuch haben Sie gewagt."

„Das stimmt," sagte ich, weil ich die ganze Nacht in einem Fauteuil auf dem Balkon saß."

Jetzt war es ihm genug. Er kündigte mir auf der Stelle die Freundschaft, denn ich hatte ihm zuliebe weder geschnarcht, noch die Mondsucht, noch den Veitstanz bekommen.

„Und die Geschichte meiner Heirat mit Rosa Hinterhuber erzähle ich Ihnen überhaupt nicht, die haben Sie nicht verdient.

Er schlug dröhnend die Türe hinter sich zu und ließ mich allein.

---

# Das Glück

Von Maxim Gorki.

... Es gab einen Augenblick, da war mir das Glück so nahe, daß ich beinahe in seine weichen Pfoten geraten wäre.

Das geschah bei einem Spaziergang. Eine große Gesellschaft von jungen Leuten hatte sich in einer schwülen Sommernacht auf den Fluren jenseits der Wolga, bei den Sterlettfischern zusammengefunden. Wir saßen um das Feldfeuer herum, löffelten die von den Fischern zubereitete Fischsuppe aus, tranken Schnaps und Bier: es wurde darüber gestritten, wie die Welt am schnellsten und besten umgestaltet werden könnte; dann zerstreuten wir uns, körperlich und geistig ermüdet, und jeder suchte sich nach Belieben einen Platz auf der abgemähten Wiese.

Ich entfernte mich von dem Feuer mit einem Mädchen, das mir klug und feinfühlig erschien. Es hatte warme, dunkle Augen, in seinen Worten erklang schlichte, verständliche Wahrheit. Dieses Mädchen hatte für jedermann einen lieben Blick.

Wir gingen leise Seite an Seite; unter unseren Füßen knisterten zerbrechend die gemähten Grashalme, aus dem kristallenen Himmel, der die Erde überwölbte, ergoß sich der berauschende Strom des Mondlichtes.

Tief aufseufzend sprach das Mädchen:

„Herrlich! Wie die afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden. Und heiß — — —"

Dann schlug sie vor, wir sollten uns zu einem Heuschober setzen, in den runden Schatten, der dicht war wie bei Tageshelle. Die Grillen zirpten, in der Ferne fragte ein melancholischer Gesang: „Ach, warum betrogst du mich?"

Ich erzählte dem Mädchen heiß bewegt von dem Leben, das ich gekannt, und davon, was mir unbegreiflich war, aber plötzlich fiel meine Zuhörerin mit einem leisen Schrei rücklings hin.

Es war dies, glaube ich, die erste Ohnmacht, die ich gesehen, und einen Augenblick lang war ich ganz verwirrt, wollte schreien, um Hilfe rufen, erinnerte mich aber sogleich, was in solchen Fällen die wohlerzogenen Helden der mir bekannten Romane tun und riß den Gürtel ihres Rockes, ihrer Bluse und die Bänder ihres Leibchens auf.

Ich stürzte kopfüber zu dem Fluß um Wasser.

Als ich jedoch, wie ein wildes Roß über die Wiese sprengend, zurückkehrte, den Hut voll Wasser, da stand die Kranke an den Heuschober gelehnt; sie hatte die Verheerungen ihrer Toilette, die ich angerichtet, bereits in Ordnung gebracht.

„Nicht nötig," sagte sie mit müder, leiser Stimme und schob meinen nassen Hut mit der Hand beiseite.

Dann ging sie von mir und zu dem Feldfeuer hin, wo zwei Studenten und ein Beamter immer dasselbe langweilige Lied leierten: „Ach, warum betrogst du mich?"

„Habe ich Ihnen weh getan?" erkundigte ich mich, voll Verlegenheit über des Mädchens Schweigen.

Es antwortete sanft: „Nein. Sie — sind nicht besonders geschickt. Immerhin... danke ich Ihnen natürlich..."

Mir schien, der Dank sei unaufrichtig.

Ich pflegte ihr nicht oft zu begegnen, aber nach diesem Ereignis wurden unsere Begegnungen noch seltener, bald verschwand sie gänzlich aus der Stadt, und ich traf sie erst nach vier Jahren auf einem Schiff wieder.

Sie kehrte von einem Wolgadorf, wo sie den Sommer verbracht hatte, in die Stadt zu ihrem Mann zurück, war guter Hoffnung, hübsch und lose gekleidet, auf dem Hals trug sie eine lange Goldkette und eine Brosche, groß wie ein Orden. Sie war hübscher und voller geworden und glich einem Schlauch voll kaukasischen Weines, wie solche von munteren Georgiern auf den heißen Plätzen von Tiflis feilgeboten werden.

„Nun," sagte sie, als wir in freundschaftlichen Gesprächen der Vergangenheit gedachten. „Nun bin ich verheiratet und so..."

Es war Abend. Auf dem Fluß glänzte das Spiegelbild der Himmelsröte. Die schaumige Spur des Dampfers verschwamm als breiter roter Spitzenstreifen in der blauen Ferne des Nordens.

„Ich habe schon zwei Kinder, erwarte das dritte," sprach sie im stolzen Ton eines Meisters, der sein Werk liebt.

Auf ihrem Schoß lagen Orangen in einer gelben Papierdüte.

„Und — soll ich's Ihnen sagen?" fragte sie, mit ihren dunklen Augen zärtlich lächelnd. „Wären Sie damals bei dem Heuschober, erinnern Sie sich, etwas kühner gewesen — — hätten Sie mir — — ei nun, etwa einen Kuß gegeben — — ich wäre heute Ihre Frau — — Ich habe Ihnen — — ja doch gefallen? Komischer Kauz, um's Wasser sind Sie gelaufen — — oh, Sie — —"

Ich erzählte ihr, daß ich mich benommen hätte, wie es in den Büchern steht, und daß nach der Schrift, die zu jener Zeit für mich heilig war, das ohnmächtige Mädchen zuerst mit Wasser bewirtet werden mußte, geküßt aber erst dann werden durfte, wenn es die Augen öffnete und ausrief: „Ach, wo bin ich?"

Sie lachte ein wenig, dann sagte sie nachdenklich:

„Das ist ja eben das Unglück, daß wir immer nach der Schrift leben wollen — — — Das Leben ist breiter, klüger als die Bücher, mein Herr — — — Das Leben gleicht den Büchern gar nicht — — — ja, ja — — —"

Sie nahm eine Orange aus dem Papierbeutel, betrachtete sie aufmerksam und warf stirnrunzelnd hin: „Der Schuft hat mir doch eine faule hineingeschmuggelt — — —"

Und sie warf die Orange mit einer linkischen Bewegung über Bord, — ich sah, wie der gelbe Ball sich in der Luft drehte und dann im roten Schaum verschwand.

„Nun, und jetzt, leben Sie noch immer nach der Schrift?"

Ich schwieg, sah nach dem Ufersand hin, den der Sonnenuntergang flammend rot färbte, und weiter nach der Leere der rotgoldenen Wiesen. Umgekippte Boote lagerten auf dem Sand, wie große tote Fische. Auf dem Gold des Sandes ruhten die Schatten trauriger Weiden. Weit draußen in den Wiesen standen in Hügeln die Heuschober; ich gedachte ihres Vergleiches: „Wie eine afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden."

Sie schälte eine zweite Orange und wiederholte in einem überlegenen Tone und gleichsam strafend:

„Ja, ja, ich wäre jetzt Ihre Frau — — —"

„Ich danke," sagte ich, „ich danke Ihnen."

Und mein Dank war aufrichtig.

---

# Nächtlicher Stierkampf

Die kleine Arena sieht wie ein Krater aus in dem bläulichen Mondlicht. Wir sitzen auf Steinbänken rund um den Rand und warten auf das Schauspiel. Vor uns liegen die kleinen Häuser des Dorfes, ein Steinwürfel in Rosa und Weiß. Rechts senkt sich der Weg hinter Mauern und Dächern, über die der Wein hinwegrankt. In der Tiefe aber liegen Gärten und kleine Seen, der Abendwind haucht ihren aromatischen Gruß zu uns herauf. Und wenn wir uns von unseren Sitzen erheben, sehen wir ferne, da, wo der nächtliche Himmel die Erde berührt, dunkelglühende Lichter und Sterne. Das ist Lisboa, die Stadt, deren Seele niemand kennt.

„Wie ein Bild von Goya" — sagt der kleine Maler, als jetzt plötzlich mit Fackeln und Windlichtern die Ehrengäste auf die Präsidentenbühne geleitet werden. Ein blutroter Teppich wird über die Mauer geworfen und ein Trompetensignal grüßt den Präsidenten. Und während jetzt die lärmende Melodie eines exotischen Marsches losrast, leuchten sechs große Bogenlampen auf. Das Spiel kann beginnen.

Viele Zuschauer sind da. Alle Damen tragen Mantillas in farbiger Seide und rote Blüten in schwarzem Haar, weckend Reminiszenzen an Carmen. Aber niederschauend, sehe ich wie eine Höhle den Boden der Arena. An den Wänden sind Schutzschilder angebracht, und in den Mauern werden die Schlitze der Nottüren sichtbar.

Der Aufzug beginnt. Die Pferde tänzeln. In ihren altspanischen Kostümen erscheinen all die Pikadores, Bandilleros und Matadores, die unsere Schulweisheit als alte Bekannte grüßt. Aber der eine Reiter trägt ein Monokel, er sieht aus wie der Filmschauspieler Reinhold Schünzel. Und unter den kostümierten Bandilleros spaziert ein Mann im Straßenanzug mit Ballonmütze. Ein tolles und unwahrscheinliches Bild, das die Phantasie anregt und die Sportlust weckt.

Ganz unvermittelt öffnet sich eine schwere Tür, und wie ein Sturmbock schießt der schwere Körper eines Stieres hervor. Der Aufzug wird zersprengt. Alles flüchtet hinter die Schilde. Aber wir sehen, gerade unter der Präsidentenloge, wie der Anprall des Stieres ein kleines Pferd trifft, und sein Reiter stürzt zerschellend gegen die steinerne Mauer. Man trägt und zerrt ihn über den Sand, der sich rasch dunkel färbt. Man stürzt sich auf den Stier, um ihn durch Schwenken mit roten Tüchern von seinem Opfer abzulenken.

Ein einzelner Mann in schwarzem Trikot tänzelt über den Sand, in den hoch erhobenen Händen hält er zwei Banderillas. Wie lange Knallbonbons sehen sie aus. Und einen Augenblick messen sich Mensch und Tier, jeder bereit, den anderen zu treffen und zu vernichten. Die Musik schweigt plötzlich, man hört den Abendwind in den Bäumen, so still ist es. Aber meine schöne, junge Nachbarin dreht nervös ihren Fächer zwischen den Händen, und die kleine Zunge befeuchtet die spröden Lippen.

Einen Augenblick nur, und schon ist es geschehen. Der Stier dreht sich wie rasend im Kreise, ein lebendiges Karussel, und fröhlich wehen bunte Fähnchen von seiner zerfetzten Schulter, während das dicke, schwere Blut langsam zu rieseln beginnt. Der andere aber, der Bandillero, tänzelt über den Sand und dankt mit Kußhänden für den Beifallsturm, der auf ihn niederregnet.

Immer wieder geht Angriff gegen Angriff. Die Männer laufen über den Sand, das lange, gelbrote Tuch schleift hinter ihnen her, und die rasende Wut des Stieres tobt in ohnmächtigen Stößen gegen den fiktiven Gegner. Einmal nur weicht ein Mann dem gefährlichen Horn nicht rechtzeitig aus. Ein dumpfer Aufprall, und er wird wie eine ausgestopfte Puppe im Sande gewälzt. Wir sind unwillkürlich alle aufgesprungen und schreien Worte der Erregung hinab, als könnte das dem da unten helfen. Aber die Musik überdröhnt uns alle, und schon lenkt man die Pikkadores gegen den Stier. Die Pferde wittern den Feind, den sie von früheren Kämpfen her kennen. Sie keilen aus; eine der alten Schindmähren, denn nur solche nimmt man zu diesen Kämpfen, versucht in einem gespenstischen Galopp zu entkommen. Und prallt gerade auf das Horn des Stieres, das ihren Bauch aufreißt.

Jetzt wird es Zeit, den Stier abzutun. Der Präsident gibt das Zeichen, und der Matador betritt die Arena. Man grüßt ihn mit königlichen Ehren. Selbst der Präsident hebt den Hut. Aber meine kleine schöne Nachbarin wirft ihm ihre rote Nelke zu, und ihr Blick sagt, daß sie ihn in diesem Augenblick liebt, wie alle anderen Frauen auch.

Der Matador aber senkt den Degen mit einer Huldigung, die allen gilt, und dann schreitet er langsam auf den Stier zu. Der steht, den Kopf gesenkt, die Beine gespreizt, als könnten sie das Gewicht des Körpers nicht mehr tragen, und wartet auf den neuen Feind. Ich sehe das geronnene Blut auf seinem Fell niedersickern, und eine plötzliche Nervosität packt mich, daß ich selber meine eiskalten Hände fühle. Aber meine Nachbarn haben alle denselben Ausdruck von qualvoller Spannung, und so wie sie starren alle anderen auf den Stier, der jetzt sterben soll.

Aber der Moment wird hinausgezögert. Der Stier greift nicht an, wie es die Regel will, und so beginnt noch einmal das Spiel mit höhnendem Tücherschwenken und aufreizenden Zurufen, die wie Schakalbellen klingen.

Dann kommt das Ende. Der Stier ist müde, man kann ihn jetzt ungefährdet töten. Der Matador nähert sich wieder, den Degen gerade vor sich hingestreckt. Und dann fährt die Klinge in den Stierkopf, genau fünf Zentimeter hinter die Hörner. Es ist derselbe Stich, mit dem man im Schlachthofe die Ochsen tötet. Man sagt, daß es viel Gewandtheit erfordert, so die Tiere zu töten

Man schleift den toten Stier hinaus und ein neues Spiel begann. Die Freunde blieben noch, ich aber ging mit dem kleinen Maler fort. Die Gärten lagen im Halbdunkel. Auf den Terrassen flackerten die Windlichter, und eine Fontäne sang ihr dünnes Lied.

Als wir die große Treppe hinunterstiegen trat mit einem Male der leuchtende Nachthimmel vor unser überraschtes Auge. Eine Sternschnuppe fiel. „Wenn man das alles malen könnte," seufzte der kleine Maler. Aus der Ferne klang noch einmal Geschrei der berauschten Menge. Und dann entzündeten wir unsere Zigaretten. —

---

# Aus der Geschichte der Todesstrafe

**Man ging dem Henker wie dem Aussätzigen aus dem Wege.**

Von Friedrich Wendel.

Die heute der Todesstrafe zugrundeliegende Anschauung, daß der Mörder ein Schädling sei, der unter allen Umständen vernichtet werden müsse, hat nicht zu allen Zeiten bestanden. So überwiegt beispielsweise bei den meisten germanischen Völkerschaften des Altertums der Grundsatz des Loskaufs: einem Manne, der einen anderen erschlagen hat, wird freigestellt, ob er an die Familie des Getöteten eine Buße in Vieh, Getreide, Metall oder sonstigen Wertgegenständen leisten oder der Blutrache durch die Angehörigen jener Familie verfallen will. Meist wurde der Loskauf vorgezogen. Hingegen kannten die alten Germanen die Todesstrafe für eine Reihe von Verbrechen, die späteren Zeiten als relativ geringfügige Delikte erschienen sind. So wurden Ehebrecher, Ehebrecherinnen und Sittlichkeitsverbrecher in einem Sumpf erstickt, Hochverräter wurden je nach Schwere des Delikts erschlagen, gehenkt oder zwischen Balken zerquetscht. Baumfrevler verfielen der entsetzlichen Strafe des sogenannten Ausdärmens. Die Eingeweide des Verbrechers wurden um einen Baum gewickelt und er selber um den Baum getrieben. Die uns völlig unverständliche Schwere der Strafe für eine bloße Sachbeschädigung erklärt sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen der markgenossenschaftlichen Gesellschaft; wer sich an einem Baum verging, ihn unberechtigt fällte oder ihm die Rinde abschälte, verging sich am Gemeineigentum, es war so ziemlich das schwerste Delikt, das begangen werden konnte.

Im griechischen Altertum hat die an dem Philosophen Sokrates vollzogene Todesstrafe (er mußte den Giftbecher leeren) geschichtliche Bedeutung erlangt. „Verbrechen" des Sokrates: er verderbe die Jugend durch falsche Lehre und hetze die Leute auf. Die römische Republik kannte während breiter Partien ihrer Geschichte die Todesstrafe an einem römischen Bürger nicht — hingegen wurde die Todesstrafe an Sklaven schon wegen geringfügiger Vergehen vollzogen. Viele Geschichtschreiber haben in diesem Verhältnis — Sicherheit des römischen Bürgers vor der Todesstrafe, ausschließliche Anwendung beim Sklaven — einen Beweis für die ethische Höhe Roms erblicken wollen. Leider stimmt das gerade von diesem Gesichtswinkel aus nicht; man ist sich heute einig darüber, daß die antike Welt an der Institution der Sklavenwirtschaft, an der rechtlichen Stellung des Sklaven und all ihren demoralisierenden Folgen für das gesamte öffentliche Leben zugrunde gegangen ist. Die gewöhnliche Strafe für den aufsässigen Sklaven war die Kreuzigung. Der Prätor Marcus Crassus, dem die militärische Niederwerfung des Sklavenaufstandes des Spartakus gelang, ließ längs der Straße von Capua nach Rom 6000 gefangene Sklaven ans Kreuz schlagen. Die Strafe wurde in der Weise vollzogen, daß man Füße und Hände des Verurteilten an den Balken eines aufgerichteten Kreuzes festnagelte, häufig wurden aber auch nur Beine und Arme an den Balken festgebunden, man ließ den Gekreuzigten in dieser Lage hängen, bis der Tod nach furchtbaren Qualen durch Erschöpfung eintrat, was tagelang dauern konnte.

Im Mittelalter wurde die Todesstrafe für sehr geringfügige Vergehen verhängt. Viele Volkssagen beklagen, daß Unschuldige dem Henker zum Opfer fielen. In manchen Gegenden bestand die eigentümliche Sitte, daß zum Tode Verurteilte durch Frauen und Mädchen, die erklärten, den Verbrecher heiraten zu wollen, freigemacht werden konnten. Ein sehr bedeutsamer Zug des frühmittelalterlichen Rechts ist, daß die Vollstreckung eines Todesurteils durch die ganze Gemeinde, die das Urteil gefällt hatte, zu erfolgen hatte. Das ist nicht etwa der Ausdruck einer Kollektivrache, man hat vielmehr viele Anhaltspunkte für die Annahme, daß man damit die ernste Verantwortung, die die Fällung eines Bluturteils bedeutete, allen Richtenden möglichst eindringlich zu Gemüt führen und im übrigen Bluturteile möglichst selten machen wollte. Noch im 12. Jahrhundert mußten sämtliche Bürger oder Bauern einer Gemeinde, in der ein Todesurteil gefällt worden war, den Strick des Henkers bei der Hinrichtung mit einer Hand berühren.

Der schlagende Beweis aber dafür, daß man in der Todesstrafe eine sinn- und zwecklose Barbarei zu erblicken geneigt war, wird durch die gesellschaftliche Aechtung des berufsmäßigen Henkers geliefert, die bezeichnend für das ganze Mittelalter und auch für spätere Jahrhunderte ist. Man ging dem Henker wie einem Aussätzigen aus dem Weg, jede Berührung mit ihm und durch seine Hand war ein Schimpf für den Berührten, er mußte abseits von der Gemeinde wohnen, hatte keinen Zutritt zu Wirtshäusern und öffentlichen Veranstaltungen, auch die Mitglieder seiner Familie waren geächtet. Eine Berührung mit dem dem Tode Verfallenen entehrte nicht, eine Berührung mit dem Henker immer. Sehr bemerkenswert sind auch die vielfach bezeugten Ausbrüche des Volkszorns über einen ungeschickten Henker; gelang es dem Scharfrichter nicht, mit einem Schlage den Kopf vom Rumpf zu trennen oder riß der Strick beim Hängen, so war das Leben des Henkers vor der Erregung der Menge nicht sicher.

Unter dem Einfluß der „Aufklärung" kamen bei einzelnen Fürsten vernünftigere Anschauungen zum Durchbruch. Maria Theresia von Oesterreich hob die Todesstrafe auf, ihr Nachfolger schloß sich ihr an. Der Gegner der Kaiserin, Friedrich, der angeblich Große, von Preußen, war begeisterter Anhänger der Todesstrafe, wie denn dieser Liebling unserer Deutschnationalen vom wahren Geist seines Freundes Voltaire im Grunde völlig unberührt geblieben war.

Aufgehoben wurde die Todesstrafe in Portugal 1867, in Holland 1870, in der Schweiz 1874, in Italien 1890, in Brasilien 1896, in Kolumbien 1897. In Frankreich sollte sie, nachdem man etwa ein Jahrzehnt lang jedes Todesurteil in Gefängnisstrafe oder Deportation umgewandelt hatte, 1908 abgeschafft werden, leider fehlte dem entscheidenden Parlamentsbeschluß eine knappe Stimmenzahl und es blieb beim alten.

Ueberaus rückständig in der Beurteilung der Todesstrafe ist Nordamerika. Zwar gibt es einzelne Staaten, die sie abgeschafft haben, die Minderheit der Staaten aber wendet sie an, seit 1910 etwa sogar in der scheußlichen Form der Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl, der den Tod erst nach furchtbaren Qualen eintreten läßt. In aller Erinnerung ist noch die Hinrichtung der beiden Italiener Sacco und Vanzetti, deren angebliche Mordschuld durch einen überaus löcherigen Indizienbeweis „zurechtkonstruiert" wurde.

Tausende von Schwarzen sind durch das Lynchverfahren, dessen Beweiserhebung eine lächerliche Farce darstellt, unschuldig ums Leben gekommen. Kenner der Lynchjustiz und der Ku-klux-klan-Organisation berichten auch, daß in diesen Geheimbünden der Sadismus Orgien feiere. Und um das widerliche Bild zu vervollständigen, sie berichtet, daß zu den eifrigsten Fürsprechern der Todesstrafe die meisten [illegible]ichen der verschiedenen amerikanischen Sekten gehören.

---

# Merkworte

Niemand weiß, wie er morgen denken wird, denn nicht er denkt, sondern die Ereignisse in ihm.

•

Die meisten glauben, ihr eigenes Glück zu fördern, indem sie ihre Wünsche befriedigen, aber das ist durchaus zweierlei. Wehe dem, der jeden erdenklichen Wunsch erfüllt sieht, dem nichts mehr zu erlangen bleibt.

---



„Ich glaube, alle Männer sind so dumm wie du."
„Glaube das nicht, mein Herz. — Bedenke mal, wie viele noch unverheiratet sind."